



**Der Hammer**  
Die Zeitung der  
Alten Schmiede  
Nr. 50, 06.11

Aus dem österreichischen Autorenalphabet

**A: AICHINGER, Ilse**

Am 11. Juni 1975 las die damals in Großmain bei Salzburg lebende Schriftstellerin Ilse Aichinger zum ersten Mal in der neu gegründeten Alten Schmiede. Für den ersten Programmleiter des Literarischen Quartiers, Reinhard Urbach, stand damals außer Zweifel, dass für die erste belletristische Veranstaltung des Hauses nur das kompromisslose, stets um entschiedene Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks kämpfende Werk Aichingers in Frage kam.

»Schlechte Wörter«, die Sammlung programmatischer Erzählungen, aus der die Autorin bei dieser Gelegenheit gelesen hat, formuliert ihre radikale Absage an jede Kumpanei der Literatur mit den alltäglichen Verschleierungen des öffentlichen und privaten Sprachgebrauchs.

Ilse Aichingers Lesung stand am Anfang eines mittlerweile rund 4.900 literarische Veranstaltungen umfassenden Literaturprogramms, das im Lauf von sechsunddreißig Jahren eine substantielle Auseinandersetzung mit allen Facetten ihres Werkes geführt und einen kontinuierlichen Dialog zwischen der Autorin und dem Wiener Publikum gesichert hat.

Als Erinnerung an jene erste Lesung Ilse Aichingers in der Alten Schmiede und als Vorbote des 90. Geburtstags der Autorin am 1.11.2011 bringt der »Hammer« einen ihrer zuletzt veröffentlichten kurzen Prosatexte aus dem »Standard«, eine ausführliche Analyse des für ihr Werk zentralen Motivs der Hoffnung durch die in Tokyo lehrende vergleichende Literaturwissenschaftlerin Christine Ivanovic sowie eine Kombination von Interview und Bericht in der »Presse« zur Lesung des Jahres 1975.

1980 hat in der Alten Schmiede ein fünftägiges Symposium zum Werk Ilse Aichingers stattgefunden.



Ilse Aichinger

## SCHATTENSPIELE (17): Erzählen vom Unglück\*

Nach einem Film über das Glück – *The Persecution of Happiness* – dachte ich, dass »Glück« in der Amerikanischen Unabhängigkeitserklärung als Ziel, gegenwärtig überall aber als Pflicht aufgefasst wird. Dagegen las ich *Die Seuchen in der Geschichte der Menschheit* von Jacques Ruffié und Jean-Charles Sournia: »Seit drei Milliarden Jahren drängt das Leben überall nach Verbreitung. Erste Formen dessen, was wir als ›Leben‹ bezeichnen können, waren die zweifellos noch anaeroben Bakterien, die schon ziemlich früh im Präkambrium aufkamen.«

Krankheitskeime am Ursprung, lange vor jedem Glück: In Schwarzafrika ist die Flussblindheit über fast eine Million Quadratkilometer verbreitet, übertragen von Larven der Knäuefilarie, Larven, die »durch den ganzen Organismus wandern und im Auge irreparable Schäden hinterlassen. Es liegt auf der Hand, wie verhängnisvoll sich eine große Anzahl arbeitsunfähiger Blinder auf eine schon bedürftige Gemeinschaft auswirken muss.«

Wer nicht zu den drei Milliarden Menschen zwischen den Wendekreisen gehört, will sicher nicht wissen, wie viel Glück er hat, davongekommen zu sein. Blutsaugende Insekten gab es schon vor der Entstehung der Säugetiere und Vögel. Durch einige »vorteilhafte Mutationen« wurden dann die Keime, die sie transportierten, auf Warmblütler adaptiert. Auf uns eben. Die Falle, in die die oft überstürzte »Persecution of Happiness« tappt, ist die Verdrängung der Prämissen: Biologisch war Unglück, nicht

Glück vorgegeben. Im Mythos auch: Über die Griechen vor Troja fiel die Pest herein, weil sie Apoll, den Rattenötter, beleidigt hatten, berichtet Homer. Heute verlangen viele im Café Demel ostentativ »Leitungswasser, bitte«. Und damit sind sie glücklich und trinken auf Gesundheit.

Das Filmmuseum macht es in der Reihe »New Hollywood« dem normalen Kinogeher etwas schwerer. Mit Recht. Im »New Hollywood«-Kino gelang es zum Beispiel einem Peter Bogdanovich, »am Beispiel billiger B-Pictures unkonventionelle Erzählstrategien zu erproben«, es entwickelte sich die revolutionäre Schule des direkten Dokumentarfilms, und auch andere Kunstbereiche wurden angezogen, Stars wie Warhol, Mailer oder Dylan. Wie lässt sich vom Unglück nun denn wirklich erzählen? Filme wie Francis Ford Coppolas *The Godfather* und die Filme von Scorsese machten neuen Erzählern Mut, den Neuerfindern.

Das können sie nur, indem sie das alte Erzählen des »Gangsterfilms« revidieren. Eine solche Neudefinition des Erzählens könnte die Wunden der Epoche vertiefen und die Verflachung verhindern. Wie sehr das Gelände zur Herausforderung wird, wird vom Augenmaß seiner Erfinder abhängen. Und von ihrer Möglichkeit, Selbstbespiegelungen im Schreiben wegzulassen.

© Ilse Aichinger; \* erstmals erschienen in Ilse Aichingers Kolumne »Schattenspiele« in »Der Standard« am 12.3. 2004 – abgedruckt mit freundlicher Zustimmung des »Standard« und der Autorin

Christine Ivanovic (Universität Tokyo)

## Das Maß der Hoffnung. Ilse Aichingers Zeitsprünge

### Die größere Hoffnung

Aichingers gleich nach Kriegsende begonnener und 1948 erschienener Roman *Die größere Hoffnung* war unter dem Druck des Erlebten entstanden. Er hielt fest, was nur wenige Jahre zuvor in Wien geschehen war. Er erzählte von Kindern wie Ilse und Helga Aichinger, die gegen die fremde Macht des Hasses und der Vernichtung die Kraft ihrer imaginativen Fähigkeiten aufbringen, um sie zu bestehen. Die Kinder werden verraten und können nicht bestehen. Aber sie können für Augenblicke den rasenden Lauf der Dinge zum Stillstand bringen, den Wahnsinn aussetzen im Gegensinn ihres Mutes. Aichingers Roman endet mit einem Sprung, der zerreißt. Es ist der mutige Sprung Ellens, die auf die andere Seite will. Der Brief, den sie überbringen soll, wird nie übergeben werden. Umso nachhaltiger hat sich den Lesern Aichingers ihr Sprung als Botschaft einer größeren Hoffnung ins Gedächtnis eingegraben, von deren Möglichkeit der Roman Zeugnis ablegt. Aichinger hat die Hoffnung mit ihrem Text aber auch als Forderung, als über die erzählte Zeit hinausreichende Aufgabe formuliert. Denn sie blickt gleichzeitig auf das hinter ihr liegende Geschehen zurück und voraus. Immer wieder formuliert sie ein Heraustreten aus der Zeit, das einen anderen Verlauf intendiert. Es geht nicht allein um das, was geschah. Aichinger spricht auch über das, was geschieht. Und sie wirft die Frage auf, was wir tun können.

Diese doppelte Perspektive gründet in einem Begriff der Hoffnung, den Aichinger erstmals am 21. März 1943 notiert: »Die Hoffnung ist alles, diese größere Hoffnung, die die Dinge aus dem Schwankenden hinaufreißt in die brennende Existenz des guten Willens.« Warum war der 21. März, der Tag, an dem 1943 der Frühling begann, ein Tag, der Anlass zu Hoffnung bieten konnte? Was meint Aichinger, wenn sie sich emphatisch auf »diese größere Hoffnung« beruft, die damit zu einer Art Programmbegriff wird – eines Programms, das sich auf das Leben und auf das Schreiben gleichermaßen bezieht und das weit über den von hier aus konzipierten Roman hinausreicht?

Erst Jahrzehnte später, 1976, gibt Aichinger in einer kleinen Festansprache zum dreissigjährigen Bestehen der Volkshochschule Ulm eine Erklärung ihres Konzepts der größeren Hoffnung. Es steht in ursächlicher Verbindung mit der Nachricht vom Widerstand und der Exekution der »Weißen Rose«. »An einem frühen Vorfrühlingstag an einer Mauer der inneren Stadt« habe sie zum ersten Mal die Namen der »Weißen Rose« gelesen: »Ich kannte keinen dieser Namen, aber ich weiß, daß von ihnen eine unüberbietbare Hoffnung auf mich übersprang. Das geschah nicht nur mir. Diese Hoffnung hatte, obwohl sie es uns möglich machte, in dieser Zeit weiter zu leben, doch nichts mit der Hoffnung zu überleben zu tun.«



Hoffnung als Sprung, als »Absprung zur Weiterbesinnung«. Wiederum dauert es ein Jahrzehnt, bis Aichingers Bekenntnis in *Kleist, Moos, Fasane* gedruckt wird (1987). Seit dieser Zeit veröffentlicht sie mehr und mehr jener für ihr Spätwerk charakteristischen Erinnerungstexte, in denen sie auf ihren immer und immer wiederholten Gängen durch die Stadt Wien sich Geschichte ins Gedächtnis ruft, die eigene, hier erlebte, ihr und ihren Angehörigen widerfahrene Geschichte, die Vor- und Nachgeschichte des Zweiten Weltkriegs, aber auch die noch weiter zurück und weit über sie selbst hinausreichende Geschichte und Gegenwart Österreichs, wie sie von Wien aus vernehmbar ist.

Aichingers spätes Bekenntnis ist eine Hommage an *drei* Geschwister Scholl: an jene beiden von den Nationalsozialisten im Februar 1943 exekutierten Geschwister Hans und Sophie Scholl – Sophie wurde im selben Jahr geboren wie die Aichinger-Schwester –, und an deren älteste Schwester Inge Scholl, die seit Kriegsende bis zu ihrem Tod 1999 in Ulm eine einzigartige Bildungsarbeit »im Geiste der Gemordeten« betrieb und mit der Ilse Aichinger seit 1950 in enger Verbindung stand. Aichingers Text ist ein Bekenntnis zu dem, was »Nach der Weißen Rose« möglich wurde. Sie umkreist es in einer dreimaligen Perspektive auf den Begriff Hoffnung. Denn auf das Erlebnis jener »unüberbietbaren Hoffnung«, die 1943 auf sie »übersprang«, folgte mit Kriegsende zunächst eine andere Phase: die Furcht vor dem »Ende der Hoffnung, die verdrängt, überdeckt und enttäuscht werden konnte«. In Ulm, in der Begegnung mit Inge Scholl, die sie, kaum dass ihr Roman erschienen war, zu einer Lesung eingeladen hatte, habe sie dann erfahren, »daß die Hoffnung hier in Gegenwart und Zukunft übersetzbar wurde, daß sie von da ab, wenn auch nicht ungefährdet, Glück, Alltäglichkeit und Tod durchzuhalten imstande war, Abschied und Wiederkehr, und niemals der Gefahr der Vereinfachung, der terrible simplification unterlag, der alle unsere Hoffnungen ausgesetzt sind.«

Hoffnung wird zur Forderung des Tages. In Ulm und im Kreis der hier mit und um Inge Scholl Tätigen beginnt Aichinger den Begriff der Hoffnung neu zu differenzieren. Einem Brief von Sophie Scholl an den Bruder entnimmt sie deren Maxime, die »Maßstäbe in uns selbst« zu suchen, auch wenn es »die härtesten Maßstäbe sind«. Aichinger bezieht diese Maxime auf »das Maß der Hoffnung«: »Es war nie einfach, das Maß, [...] das die Entwicklung hier deutlich macht, an sich selbst und an das, was man tat, anzulegen. Jeder muß sehen, wie er es erfüllt, wie er der Paradoxie einer Hoffnung entspricht, die eine Forderung ist. Aber daß dieses Maß aufgestellt wurde, ist entscheidend, daß man sich immer wieder und immer neu danach richten kann. Daß man es weiter können wird, wird entscheidend bleiben.«

### Das Maß der Hoffnung

Schon früh verstand Aichinger ihr Schreiben als ein Erzählen vom Ende her. Es war das Ende der Geschwister Scholl, das zum initiatorschen Moment für sie geworden war. Es war das Verschwinden ihrer Familienangehörigen, die 1942 vor ihren Augen deportiert worden waren, es war die Nachricht vom Tode einer jungen Frau in einer Abtreibungsklinik in London, die zum Ausgangspunkt und Movers ihres Schreibens wurden. Mehr als ein halbes Jahrhundert später bekommt Aichingers Grundsatz eine andere Wendung. Man beginnt ihre Texte vom Ende ihres Schreibens zurück zu ihrem Anfang zu lesen und erfährt sie plötzlich neu.

Als vor gut zehn Jahren der Wiener Verlag Korrespondenzen den Band *Kurzschlüsse, Wien* mit 24 Prosagedichten und einem Essay von

Ilse Aichinger publizierte, entdeckte man die altbekannte Autorin von einer anderen Seite. Der Band brachte keine neuen Arbeiten, sondern präsentierte mehrheitlich Texte, die bereits in den fünfziger Jahren in maßgeblichen Zeitschriften des westdeutschen Literaturbetriebs (*Akzente, Jahresring, Neue Rundschau*) erschienen waren. Sie hatten sich ins Gedächtnis der Verwalter dieser Epoche kaum eingegraben. Umso deutlicher sind die Spuren, die sie bei Lesern hinterlassen haben, die Aichinger damals nahe standen, wie Günter Eich, mit dem sie seit 1953 verheiratet war, oder Ingeborg Bachmann, der einstigen Freundin aus der frühen Nachkriegszeit im geteilten Wien. Der Band *Kurzschlüsse, Wien* beginnt mit dem von Aichinger bereits 1954 zweimal publizierten Text *Stadtmitte*:

**Etwas kommt in den Sinn. Jagt nicht und biegt nicht ein wie Wagen, die vom Stephansplatz in eine Nebengasse wollen, sondern biegt ein wie die Straße selbst, hat Knopfgeschäfte und Kaffeehäuser in sich, öffnet und verbirgt vieles, zeigt die Schaufenster und alles, was vorne liegt, und läßt die Magazine im Dunkel.**

In den Prosaminiaturen dieser Zeit zeichnet Aichinger ein subtiles Bild ihrer Stadt. Im Eingangstext, in der Mitte dieser Stadt, registriert sie eine doppelsinnige Stadtwahrnehmung: anders als die beschleunigte Durchfahrt der Wagen, die nur auf ihr Ziel gerichtet sind und von denen aus man nichts mehr sieht, erfasst die sich den Straßenzügen anschmiegende Bewegung durch die Stadt deren Tiefenstruktur. Was dabei in den Sinn kommt, betrifft mit dem offen zur Schau Gestellten auch das Verbergen. Das, was hinten, was »im Dunkel«, liegt, die Magazine, enthält Bewahrtes und dem Blick Entzogenes zugleich. Aichinger nimmt es sehr wohl wahr.

In vergleichbarem Duktus, wenn auch bei weitem gehetzter, verstörter, beginnt einige Jahre später ein bei weitem berühmterer Text, Bachmanns *Ein Ort für Zufälle*, ihre der Stadt Berlin gewidmete Bühnen-Preis-Rede:

**Es ist zehn Häuser nach Sarotti, es ist einige Blocks vor Schultheiss, es ist fünf Ampeln weit von der Commerzbank, es ist nicht bei Berliner Kindl, es sind Kerzen im Fenster, es ist seitab von der Straßenbahn, ... ist, ja ist, ist vorgekommen, ist aufgegeben, ist jetzt und schon lange, ist eine ständige Adresse, ist zum Umkommen, kommt, kommt vor und hervor, ist etwas – in Berlin.**

Anklänge wie Unterschiede sind symptomatisch. Bachmann, die 1963 als Stipendiatin der Ford Foundation nach Berlin kommt, kann nicht umhin, dort »die Deutschen« zu sehen, wie sie in einer nachgelassenen Notiz schreibt, die Spuren der Zerstörung des Nationalsozialismus aufzunehmen. Für sie sind es aber keine erinnerbaren Spuren, die sich dem Weichbild der Stadt eingegraben haben wie dem Wien Aichingers. In diesem konkreten Sinne müssen sie dem Erinnerungsvermögen Bachmanns unzugänglich bleiben, verstörend wirken. Aichinger hingegen erfährt Geschichte wieder und immer wieder im Zurückblicken, das von der Stadt selbst ausgeht: »Die Orte, die wir sahen, sehen uns an.« Ihm begegnet sie im Versuch eines rekonstruierenden Schreibens, dem sie sich zuwendet, als sie nach ihrer Heirat mit Günter Eich nicht mehr in Wien, sondern im bayerisch-österreichischen Grenzgebiet auf dem Land lebt. Es geht um die Rekonstruktion einer Stadt und ihrer Geschichte. Es geht auch um ihre Geschichte in und mit dieser Stadt:



Fortsetzung von Seite 3

#### JUDENGASSE

**Katzenköpfe. Was unsere Straßen schmückt, sind nicht mehr die Schädel der Opfertiere. Unser Stolz ist vergangen.**

**Hinter unseren Gängen ticken die Uhren ins graue Licht. Junge Männer fragen lächelnd nach unseren Wünschen. Da rauscht kein rotes Meer. Nur unsere Wäsche trocknet noch im Ostwind. Es ist geschehen, weil wir die Nacht nicht abgewartet haben. Als die Sonne unterging, sind wir ihr nachgezogen.**

**Und hier ist die Stelle, an der wir müde wurden, hier bauten wir Häuser. Hier ging die Sonne unter, hier krümmten wir uns, ohne uns zu beugen.**

**Seither wächst Gras zwischen den Steinen.**

Wie schon *Die größere Hoffnung* zielt auch Aichingers Mitte der fünfziger Jahre formulierte kritische Bilanz, die reale und mythische Erinnerung, die Vergangenes und Gegenwärtiges so leichthändig zusammenbindet und doch klar voneinander scheidet, nicht allein auf Rekapitulation dessen, was geschehen ist. Ihre Pointe liegt in der Bezeichnung dessen, was »seither« geschieht. Wo bleibt hier nun die Hoffnung?

Der Band *Kurzschlüsse, Wien* endet mit einem nicht mehr die »Stadtmitte« evokierenden, sondern den am Rande Wiens in Döbling im 19. Bezirk gelegenen »Nussberg« erinnernden Text; auch er erschien erstmals 1954:

#### NUSSBERG

**Der Grad von Feuchtigkeit in der Luft, die Entfernung der Friedhöfe, die Nähe des Flusses: das Maß der Hoffnung, ablesbar an den verschlossenen Schenken. Das unterirdische Wachstum verlangt nicht nach Rast, die Milchhütten am Ufer stehen leer, und die Äste zeigen sich, wie sie sind.**

**Erst später werden oben auf der Weinstraße unter den eben aufgeflamten Laternen die beiden Mädchen mit ihren Fahrrädern auftauchen, stehenbleiben und gleich darauf die gewundenen Wege wieder zurückfahren. Ein Hügel wird sanfter abfallen, von den Fremden wird es keiner sehen.**

»Hügelzüge mit Tagen verbündet, abgegrenzte Gärten mit Jahren, Weinstöcke mit Augenblicken: das gibt die Bilder«, heißt es in einem weiteren Text der Sammlung. Das Chronische der Epoche von Aichingers Kindheit und Jugend, ihr zeitlicher Index, teilt sich den Orten mit, verschmilzt mit ihnen und hinterlässt Bilder, in denen die Gegenwart zwischen Entfernung und Erwartung gleichsam stehen geblieben ist. Abwesenheit wird zum »Maß der Hoffnung« in einer Welt, die zwischen Überleben und Tod entscheidet. Es ist aber auch schon (wieder) zu sehen, was darin erst auftauchen und vergehen wird, was eine kleine Veränderung der Landschaft bewirken kann. Auch hier ist es den Fremden nicht wahrnehmbar, nur denen, die gesehen haben. Sie können das lange Entschwundene immer wieder in die Erinnerung zurückholen, das Sanftere, aber auch das Gewalttame, das dem Ort noch dann eingezeichnet bleibt, wenn es längst vergangen scheint. So verbindet Aichinger, wie Walter Benjamin, in den ihrer Stadt aus der Ferne gewidmeten Miniaturen Kindheitserinnerung und Geschichts-

kritik, lässt aus der individuellen Erinnerung das historische Gedächtnis hervortreten.

#### Vergangene Zukunft

Einen Blick in die Ferne, eine vage Zukunftsaussicht hingegen formuliert ein Ende der siebziger Jahre publiziertes kleines Gedicht, in dem Aichinger eine Bemerkung ihrer Großmutter festhält:

#### MITTLERER WAHRSPRUCH

**Und wenn man in die Türkei fährt,  
sagt meine Großmutter,  
und dort stirbt,  
wird man also  
auf einem türkischen Friedhof  
begraben.**

Welcher Blick auf das Ende hin wird hier entworfen, welche Art Hoffnung wird damit zum Ausdruck gebracht? Es ist eine vorausschauende Überlegung, die Aichingers Gedicht in simplem Präsens referiert. Als Erinnerung an ein früher Gesagtes ist sie zugleich Teil einer historischen Rückschau, die nun eine schon vergangene Zukunft ins Auge fasst.

Angesichts seiner so selbstverständlichen Logik hat Samuel Moser den kleinen Text als »buchstäblich bedeutungslos und bedeutungslos buchstäblich« bezeichnet; beispielhaft repräsentiere er Aichingers »Witz, die bodenlose Heiterkeit, den Sinn für Spott und Komik«. In ähnlicher Weise erkennt der Herausgeber der Werkausgabe und langjährige Freund Ilse Aichingers, Richard Reichensperger, im Gedicht »eine Brechung aus Melancholie, Skepsis und feinem Humor«. Auch hier wird lediglich indirekt angedeutet, inwiefern der im Gedicht spürbare »feine« Humor gebrochen wird, verstörend wirkt. Reichensperger führt den zitierten Ausspruch der Großmutter auf eine lebensgeschichtliche Reminiszenz zurück: die Familie der Großmutter Aichingers hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Zeitlang in Sarajewo gelebt, wo man neben dem »türkischen« Friedhof wohnte. Wird im Gedicht aber wirklich nur eine private, die eigene Familiengeschichte betreffende Erinnerung zum Ausdruck gebracht? Erscheint der »türkische Friedhof« hier nicht eher als Marker für eine lange Epoche mörderischer Auseinandersetzungen zwischen Völkern und Kulturen Europas und Asiens, die man von Wien aus in einer ganz speziellen Perspektive zu betrachten pflegt? Und klingt im »türkischen Friedhof« nicht auch jenes weitaus gängigere Idiom des »jüdischen Friedhofs« mit an, auf welchem die Sprecherin kein Grab finden konnte? Der im Präsens erstarrte Ausspruch der Großmutter erhält in der wiedergebenden Erinnerung Dimensionen, die weit über ihr authentisches Sprechen hinausreichen. Es sind Subtexte, die nun in doppelter Hinsicht Geschichte ins Gedicht einholen: als Vorgeschichte der europäischen Auseinandersetzungen mit dem osmanischen Reich und als Nachgeschichte der späteren Deportation und Vernichtung der Großmutter und ihrer Kinder durch die Nazis.

Auf den ersten Blick gibt das Gedicht also lediglich eine Reminiszenz wieder, referiert einen Ausspruch der Großmutter als »Mittleren Wahrspruch«. Wieder gesprochen, verwandelt das Gedicht das Gesagte der Großmutter in Spruch-Dichtung: in seiner ganzen Schlichtheit offenbart es ein *verbum dictum*, ein wahr gesprochenes Wort, das im Sinne der antiken Stillehre als ein »mittleres« titulierte wird. Im Grimmschen Wörterbuch wird »Wahrspruch« oder »Wahlspruch« als



»natürliche anschauung der dinge« bestimmt, freilich, so heißt es unter Berufung auf den Altertumsforscher Ernst Curtius (er war der Großvater des großen Gelehrten des europäischen Mittelalters, Ernst Robert Curtius), »galt bei den Griechen der uralte wahrspruch, dasz nicht geboren zu sein das allerbeste loos wäre« – eine Auffassung, der Ilse Aichinger selbst immer wieder das Wort geredet hat.

Der Großmutter blieb in ihrer Zeit nichts anderes übrig, als den »Wahrspruch« in einem anderen, bei Grimm von jenem strikt zu trennenden Sinne zu erfahren: als »ausspruch der geschworenen über die zur entscheidung vorgelegte schuldfrage. eine übertragung des engl.-franz. verdict (*vere dictum*)«, ein juristischer Terminus also, nach dem über Schuld oder Unschuld, Verurteilung oder Freispruch, Leben oder Tod entschieden wurde. Der Ausdruck setzte sich in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in allen deutschsprachigen Ländern durch und hat sich bis heute in der österreichischen Rechtssprache erhalten. Der »Wahrspruch«, der Aichingers Großmutter in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts traf, hat ihre Überlegungen über Tod und Bestattung im Raum des türkischen Reichs bei weitem überboten. Er sah nach den Vorstellungen des Deutschen Reiches eine andere Reise in ein anderes Land für sie vor, an deren Endstation sie dann wie die übrigen Deportierten gerade kein friedliches Grab mehr fand.

Vermittelt über die Doppelbödigkeit seines Titels formuliert Aichingers Gedicht in entwaffnender Schlichtheit und unerschütterlichem Ernst das Bodenlose des Geschehenen, das jeden Erklärungsversuch in die Bedeutungslosigkeit verweist. Das Gedicht gewinnt seine Kraft, und die Gestalt der Verschwundenen gewinnt Präsenz aber gerade aus der absurd gewordenen Überlegung und aus der erinnernden Wiederholung des Endes, aus dem Sprechen vom Ende her: Ein Sprechen, welches das »Und«, mit dem das Gedicht zu Beginn Atem holt, als Konjunktion der Ewigkeit einsetzt, um im aufatmenden »also« seine allgemein gültige Bestätigung zu finden. So wird das in einem einzigen langen Atemzug sich vollziehende Sprechen im Präsens zum eingrenzenden, zu einem friedlichen Hof sui generis: ein Friedhof in der Sprache selbst. Das Gedicht hält so nicht allein gegenwärtig, was geschah. Denn es erinnert die Ermordete nicht als Objekt, als Opfer der Deportationen, sondern als seiner selbst bewußtes, selbst sprechendes Subjekt. Die Bedeutung des historisch relevanten Geschehens entfaltet das Gedicht als Subtext im referierten Akt des Sprechens – und damit nun in eigenem Sinne als mittlerer Wahrspruch – über die Gegenläufigkeit der von der Großmutter formulierten Logik und der durch die Geschichte hervorgebrachten Alogik, Absurdität, ja Obszönität des tatsächlich Geschehenen.

### Die Wunden der Epoche vertiefen

Solcherart Gegenläufigkeit auf allen Ebenen ihrer Texte zu konstruieren, ist eines der wesentlichen Merkmale von Aichingers Schreibweise von Anbeginn. In ihren späten, disparateste Beobachtungen, Erinnerungen und Fundstücke assoziativ verknüpfenden Texten betrifft dies vor allem die radikalen Ortswechsel und Zeitsprünge, die hier besonders auffallen. Als Serie wurden diese Texte seit Ende 2000 zunächst im Wiener *Standard*, später in *Die Presse*, publiziert, bevor einige von ihnen in die Bücher *Film und Verhängnis* (2001), *Unglaubliche Reisen* (2005) und *Subtexte* (2006) zusammengefasst wurden. Aichinger artikuliert hier eine diskontinuierliche Raum-, Zeit- und Geschichtserfahrung teils unter kritischer Bezugnahme auf Zeitungsnotizen, Reiseführer, Fotografien, Fernsehen und Kino, teils über das Paradigma Reise, das bei ihr gleichsam zum Anathema wird: »Wenn einer eine Reise tut«, so heißt es gleich zu Beginn ihrer Samm-

lung *Unglaubliche Reisen*, »kann er nichts erzählen. Das fiel mir schon ziemlich früh auf.« Ohne Wien zu verlassen, bewegt sie sich in ihren Texten nun zunehmend ironisierend im globalen Raum der zeitgenössischen Medien-Gesellschaft, dessen historische Dimensionen sie zugleich auszumessen versucht. Sprunghaft geht sie dabei von diversen Lektüresplittern zu aktuellen Zeitungsmeldungen über, von Erinnerungsbruchstücken aus der Zeit der Deportationen zu Erlebnissen des heutigen Wiener Alltags, von alten zu neuen Bildern und Medien, wobei ihre persönliche Kinogeschichte zu einem Leitmotiv vor allem der ersten im *Standard* publizierten Textfolge wird. Immer bezieht sie sich dabei auf ein aktuelles Moment, von dem aus sie Geschichte einholt, um in der Gegenwart anzukommen. Dabei legt Aichinger gerade insofern Wert auf die Diskontinuität des hier Zusammengefügteten, als sie deren kausal-logische Unverbundenheit explizit herausstellt und erkenntniskritisch bearbeitet. So tritt ihr anhand der Fotografie *Spring in the park* von Bill Brandt aus dem Frühjahr 1941, die friedlich weidende Schafe in einem englischen Park zeigt, die Kontingenz jener historischen Ereignisse ins Bewusstsein, die im selben Moment auf dem europäischen Kontinent zur Auslöschung von Millionen jüdischer Menschen führten. Das Missverhältnis zwischen beiden bringt das verschobene Zeitverhältnis in ihrem Text zum Ausdruck: »Die Schaffelle vom Mai 1941«, schreibt Aichinger, »werden lange, ehe im mittleren Herbst die Deportationen einsetzen, geschoren sein ...« (in *Film und Verhängnis*). In dem Text *Von Erfurt nach Mekka* (3.5.2002) denkt sie den Amoklauf eines ehemaligen Schülers in einem Erfurter Gymnasium mit einem zur selben Zeit berichteten Unglück in Mekka zusammen, wo junge Mädchen aus einem brennenden Internat nicht gerettet werden konnten, weil sie unverschleiert nicht auf die Straße treten durften. Aichinger reflektiert beide Vorfälle medienkritisch im Spiegel einer Bemerkung des russischen Dichters Osip Mandelstam vom Ende der 1920er Jahre. Aichingers Konsequenz aus dem Angesprochen bezieht sich dann aber auf ihre eigene historische Erfahrung in und mit »Wien«: »Wegschauen ist – nicht nur, aber deutlich in Wien – die kaum verdeckte und brutale Bedingung des Hinschauens, des Zuschauens«. Es ist die Wiederkehr von Verhaltensweisen und Ereignissen, die den Riss der Geschichte markieren. Dass es Aichinger in ihrem sprunghaften Wahrnehmungs- und Darstellungsverfahren zugleich um eine »Neudefinition des Erzählens« zu tun ist, darauf verweist dann explizit ihre Glosse *Erzählen vom Unglück* (12.3.2004). Das Spektrum des hier Evozierten reicht von den in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung reklamierten »Life, liberty and the pursuit of happiness« bis zur chronischen Krankheit der »Flussblindheit« in Schwarzafrika, von der urgeschichtlichen Evolution über die Geschichte vom Untergang Trojas bis zum »New Hollywood«-Kino. »Die Neudefinition des Erzählens könnte«, so resümiert Aichinger hier, »die Wunden der Epoche vertiefen und die Verflachung verhindern«. Auf jeden Fall aber wäre es eine Möglichkeit, so die Autorin, »Selbstbespiegelungen im Schreiben wegzulassen«.

In ihrem Verfahren eines Historischen und Gegenwärtiges neu aufeinander beziehenden diskontinuierlichen Erzählens entspricht Aichinger zuletzt Ansätzen einer kritischen Geschichtsanalyse, wie sie spätestens seit Foucault bekannt sind. Dazu gehört auch die Dezentrierung des Subjekts. So sehr sie die eigenen Erinnerungen an das Wien der Kriegszeit thematisieren, fügen sich Aichingers Texte doch gerade nicht in die Reihe der seit einigen Jahren mehr und mehr beliebten Erinnerungsbücher ein, die Lebensgeschichte immer noch – oder wieder – als sinnvollen, zielgerichteten Verlauf konstruieren wollen. In der Engführung von Zeiterfahrung und historischer Dekonstruktion hat Aichinger



Fortsetzung von Seite 5

als eine der wenigen Autorinnen ihrer Generation auch die Dimension der Globalisierung erfasst und literarisch zum Ausdruck gebracht als Erfahrung einer Diskontinuität, die jeden Glauben an einen sinnvollen Zusammenhang von Geschichte – Lebensgeschichte wie Historie – ab absurdum führen muss. »Das Maß der Hoffnung« ist nicht allein der Skepsis des Alters gewichen. Der Sprung, der durch die Geschichte selbst geht, ist nicht zu heilen. Was geschah, läßt sich nicht mehr zusammenfügen, nicht im Leben und nicht im erinnernden Erzählen. »Was den Atem von der Erinnerung – und zuweilen auch vom Leben – unterscheidet, ist seine Chronologie«, so Aichinger in einem ihrer letzten Texte. »Ein Atemzug nach dem andern, vom ersten bis zum letzten, keiner schert aus. [...]. Erinnerung hat eine entgegengesetzte Ökonomie: Sobald sie sich begreift, kommt sie in Gefahr, sich zu verfallen,

ihren Abläufen, Datierungen, Scheinkonsequenzen: ihrer Chronologie. So langsam sie die begreift, so schnell sollte sie die vergessen. [...]. Wer hat noch die Illusion, sein Leben vor- oder zurückblättern zu können?«

Quellen:

Ilse Aichinger: »Nach der weissen Rose«, in: *Kleist, Moos, Fasane*. Frankfurt am Main 1987; »Stadtmitte«, »Judengasse«, »Nussberg«, in: *Kurzschlüsse, Wien*. Wien 2000; »Mittlerer Wahrspruch«, in: *Verschenkter Rat*. Frankfurt am Main 1978; die letzten Zitate aus *Film und Verhängnis*. Frankfurt am Main 2001, sowie *Unglaubliche Reisen*. Frankfurt am Main 2005.  
Ingeborg Bachmann: *Ein Ort für Zufälle*. Berlin 1965; Samuel Moser: *Ilse Aichinger. Materialien zu Leben und Werk*. Frankfurt am Main, aktualisierte und erweiterte Neuauflage 1995, S. 72; Richard Reichensperger: »Orte. Zur Biographie einer Familie«. In: *Ilse Aichinger*. Hrsg. v. Kurt Bartsch und Gerhard Melzer. Graz, Wien (Droschl) 1993 (= Dossier 5), S. 231–247, hier S. 232.



**Ilse Aichinger**, \*1.11.1921 zusammen mit ihrer Zwillingsschwester Helga in Wien, die Familie lebte bis zur Scheidung der Eltern in Linz. 1938 verlor ihre jüdische Mutter ihre Stellung als städtische Ärztin in Wien. Die Schwester konnte 1939 nach England emigrieren. Als unmündige »Halbarierin« konnte Ilse Aichinger ihre Mutter vor der Deportation bewahren, später verstecken; die Großmutter und die jüngeren Geschwister der Mutter wurden 1942 deportiert und ermordet. Nach Kriegsende Beginn eines Medizinstudiums, das sie 1947 abbricht, um den Roman *Die größere Hoffnung* zu schreiben. Arbeit im Lektorat des S. Fischer Verlages in Wien und Frankfurt/M., anschließend an der von Inge Scholl geleiteten Ulmer Volkshochschule, wo sie an Vorbereitung und Gründung der *Hochschule für Gestaltung* mitarbeitet. 1952 Preis der Gruppe 47 für *Spiegelgeschichte*. 1953 Heirat mit Günter Eich, zwei Kinder. Nach einigen Jahren in Oberbayern 1963 Umzug nach Großmain bei Salzburg. 1972 starb Günter Eich; nach dem Tod ihrer Mutter lebte Ilse Aichinger 1981 bis 1988 in Frankfurt/M., seit 1988 wieder in Wien. Bedeutende Auszeichnungen: Preis der Gruppe 47 (1952), Georg-Trakl-Preis (1979), Petrarca-Preis (1982), Frank-Kafka-Preis (1983), Preis der Weilheimer Schülerjury (1988), Solothurner Literaturpreis (1991), Großer Literaturpreis der Bayerischen Akademie (1991), Peter-Rosegger-Literaturpreis (1991), Großer Österreichischer Staatspreis (1995), Grand Prix 1998 der Lütticher Internationalen Biennale der Poesie. 1991 erschien eine achtbändige Werkausgabe, die von Richard Reichensperger herausgegeben wurde.

Buchveröffentlichungen: *Die größere Hoffnung*. Roman (1948); *Rede unter dem Galgen*. Erzählungen (1952); *Der Gefesselte*. Erzählungen (1953); *Zu keiner Stunde*. Szenen (1957); *Besuch im Pfarrhaus*. Hörspiel und Dialoge (1961); *Eliza Eliza*. Erzählungen (1965); *Auckland*. Vier Hörspiele (1969); *Schlechte Wörter*. Prosa und das Hörspiel *Gare maritime* (1976); *Verschenkter Rat*. Gedichte (1978); *Kleist, Moos, Fasane*. Kurzprosa, Erzählungen, Erinnerungen, Aufzeichnungen 1950–85, Preis-Reden (1987); *Eiskristalle*. Humphrey Bogart und die Titanic (1997); *Film und Verhängnis*. Blitzlichter auf ein Leben (2001); *Kurzschlüsse* (2001); *Ilse Aichinger/ Gebrüder Grimm Der Wolf und die sieben jungen Geißlein* (2004); *Unglaubliche Reisen* (2005); *Subtexte* (2006). *Ilse Aichinger. Leben und Werk* (Hg. Samuel Moser, 1990, 1995 erweiterten Fassung); *Ilse Aichinger*. (Dossier 5, hrsg. v. Kurt Bartsch und Gerhard Melzer; 1993).

**Christine Ivanovic**, Studium der Germanistik, Slawistik, Philosophie; Promotion und Habilitation in Vergleichender Literaturwissenschaft. Seit 2003 wirkt sie als Gastprofessorin an der Universität Tokyo. Sie verantwortete im Frühjahr 2011 in Marbach und London Tagungen zu Ilse Aichinger und bereitet eine Monographie über die Autorin vor.



Hans Haider

## GUTER RAT IST TEUER GEWORDEN\*

Ilse Aichinger, am vergangenen Donnerstag vom österreichischen Unterrichtsminister mit dem Würdigungspreis für Literatur ausgezeichnet, war 17 Jahre alt, als die Erste Republik ihr Ende fand. Eine schwere Zeit begann auch für sie: als Verfolgte in Wien, eines jener Schicksale, wie sie sie nach Kriegsende in ihrem Roman »Die größere Hoffnung« überlieferte. Und dennoch hat sie heute das Gefühl, dass es die jungen Leute von 1975 schwerer haben als ihre Generation: »Es war alles deutlich damals, rasch ersichtlich, es war nicht sehr schwer zu merken, wo man hingehört. Ja ich denke mir manchmal, das Leben und das Sterben waren leichter damals. Ich habe eigentlich nie gedacht, dass wir überleben, doch das hat mich auch nicht sehr gestört. Und ich war nicht die einzige, die das nicht sehr gestört hat.« Könnte Ilse Aichinger für die junge Generation von heute einen Rat formulieren? »Ich weiß nicht, ob

ich das könnte. Auch Ratschläge sind sehr viel schwerer geworden. Ich glaube nur, es ist heute, wie es in den wunderbaren Märchen von Grimm heißt, »guter Rat teuer« geworden. Und er wird immer teurer.« Im Vorwort zu ihrem ersten Erzählband, »Rede unter dem Galgen« (1952 im Wiener Jungbrunnen Verlag erschienen, vier Jahre nach ihrem Roman) hat sie geschrieben, die Gefahr für den Erzähler liege darin, dass er angesichts der Bedrohung und unter dem Eindruck des Endes den Mund nicht mehr aufkriege. Seither ist viel Zeit vergangen, und Ilse Aichinger ist immer mehr zu einer Schweigerin geworden. Ist sie dieser Gefahr erlegen? »Ich weiß es nicht. Ich meine mit Schweigen, dass in der Sprache genügend Schweigen enthalten sein muss, um die Währung zu decken.« Darum schreibt sie wenig und weiß das auch: »Ja, ich schreibe wenig, diese Gefahr ist bei mir immer gewesen und



wird immer bleiben, bis zum Schluss.« Über ihr zartes Gesicht huscht ein Lächeln, das Bedauern und Nichtbedauern zugleich ausdrückt.

Wenn sie schreibt, arbeitet sie mit der Sprache und die Sprache mit ihr. »Ich weiß nicht, wer eigentlich mit wem arbeitet. Es beginnt, wie wenn man einer Fährte nachgeht. Es beginnt mit einem Satz, von dem man überhaupt nicht weiß, wohin er führt. Nur, ob er richtig ist oder ob er ein wahrer Satz ist. Und wenn man dann merkt, dass dieser Satz stimmt und wahr ist – der Satz kann sagen: Der Vogel singt, und das kann stimmen und das kann nicht stimmen, ganz gleichgültig, ob der Vogel jetzt gerade singt oder nicht – wenn man diesen Satz gefunden hat, muss man den nächsten finden. Ich weiß nicht, wenn ich eine Geschichte beginne, oder ein Hörspiel, wie das endet. Wenn ich es weiß, höre ich zu schreiben auf.«

Auch für sie ist es nicht immer leicht, die Wörter zu finden, ihre präzisen Begriffe, ihre farbigen Zeitwörter, die ihre Sprache ausmachen. Lange sucht sie nach Worten: »Für mich ist eigentlich das Nicht-Schreiben ein großer Teil der Arbeit. Das Schreiben so, wie wenn man erntet. Es ist der letzte Abschnitt der Arbeit, aber das Nicht-Schreiben ist der schwerste, der entscheidendste.«

Sie bereitet derzeit ein Buch vor, das im Herbst oder im Frühjahr in ihrem Hausverlag S. Fischer – sie hat dort einmal als Lektorin gearbeitet – erscheinen soll. »Schlechte Wörter« wird es heißen, nach einer der Geschichten, die sie unter großem Beifall am Vorabend der Preisverleihung im »Literarischen Quartier« in der Schönlaterngasse vorgelesen hat. Über die herzliche Aufnahme durch das Publikum ihrer Geburtsstadt – viele Interessierte fanden keinen Platz – freute sie sich sehr. Ein bisschen war sie auch überrascht.

Wir sprechen über eine Altersstufe, der wohl der Name Aichinger bekannt, ihr Werk jedoch nicht vertraut ist. Die zwischen der, die die Entwicklung der Gruppe 47 – sie hat 1952 auch deren Preis erhalten – miterlebt hat, und jener liegt, die ihre Texte in den Schullesebüchern

angeboten bekommt. »Ich glaube nicht, dass es einfach zu lesen ist, was ich schreibe.« Ist sie eine jener Autorinnen, in deren Werk trotz der Berühmtheit es immer noch viel zu entdecken gibt? »Ich muss darüber nachdenken. Ich weiß nicht – berühmt ist so ein merkwürdiges Wort. Aber, ja sicherlich, ich wäre glücklich, wenn ich genau genug schreibe und mit genügend Ahnung, so dass an mir etwas zu entdecken bleibt. – Das wird sich herausstellen.« Wegen seiner Genauigkeit (»die Präzision des Unsagbaren«) schätzt sie Adalbert Stifter, »der sicherlich von sich selbst nicht einmal gewusst hat, wie ungeheuerlich er ist.«

»Sehr vielfältig« nennt Ilse Aichinger die Aufgaben der Literatur, will mit Begriffen wie »Stil« und »Form« allerdings nichts anfangen können. Diese Worte »liegen« ihr nicht sehr. »Für mich kommt immer wieder das Wort Sprache heraus und dass sich in der Sprache und durch die Sprache die Sprache erneuert.« Sie ist »durch das Schreiben ins Schreiben gekommen«, wollte nur »Die größere Hoffnung« schreiben und dann weiter Medizin studieren. »Und dann«, sagt sie, »habe ich gemerkt, dass Schreiben und Schreiben zwei ganz verschiedene Dinge sind, und zwei ähnliche. Vielleicht sehe ich meine Aufgabe als Autorin überhaupt darin, die Sprache von ihrem Mitteilungscharakter zu befreien und wieder zu sich selbst zu bringen: so, dass sie wieder mitteilen kann. Denn sie kann nicht mitteilen, wenn sie stumm geworden ist, und sie wird ununterbrochen stumm, weil, was sich ereignet, immer vergeht. Und da sich die Sprache ununterbrochen ereignet, viel mehr als die Musik, als die Malerei als Mitteilung ereignet, als Werkzeug des täglichen Lebens, vergeht sie viel rascher. Und man muss sie erneuern, muss sie über ihre Antithese hinweg, über die Nicht-Mitteilung, über das Schweigen hinweg wieder zur Möglichkeit der Mitteilung bringen.«

\*erstmal erschienen in »Die Presse«, 14./15. Juni 1975;  
Abdruck mit freundlicher Zustimmung der »Presse« und des Autors

### ILSE AICHINGER IM PROGRAMM DER ALTEN SCHMIEDE 30 x Werkpräsenz samt Symposium und Einzelinterpretationen

- **11.6.1975:** Lesung Ilse Aichinger (am Beginn des Literaturprogramms der Alten Schmiede)
- **24.11.1975:** Hörspielmuseum. Franz Hiesel führt vor: Ilse Aichinger »Besuch im Pfarrhaus« (1962, NDR/BR).
- **23.2.1978:** Lesung Ilse Aichinger – Gedichte
- **16.–20.10.1980:** 5. internationales Autorenseminar der Alten Schmiede: Über Ilse Aichinger.  
Veranstaltungsorte: Alte Schmiede, NIG-Universität Wien, Museum Moderner Kunst (20er-Haus).  
Referate von: Erich Fried (London), Werner Welzig (Universität Wien), Peter Horst Neumann (Universität Erlangen), Hanna Johansen (Kilchberg/ Zürich), Klaus Hoffer (Graz), Samuel Moser (Biel), Georg Schmid (Salzburg), Peter Härtling (Mörfelden-Walldorf), Heinz Hostnig (Hamburg), Heinz F. Schafroth (Biel/ ETH Zürich). Moderation: Heinz F. Schafroth/ Wendelin Schmidt-Dengler (Universität Wien)
- **13.–16. 10.1980:** Vorprogramm. Ilse Aichingers Hörspiele in Wiener Mittelschulen. Vorführungen und Diskussionen. Gestaltung: Hilde Haider
- **16.10.1980:** Eröffnungslesung Ilse Aichinger (NIG)
- **17.10.1980:** 17–20 Uhr: Referate Schafroth, Fried, Welzig (AS)
- Vorführung »Gare Maritime«. Text und Regie: Ilse Aichinger (AS)
- **18.10.1980:** 10–12 Uhr: Referate Neumann, Johansen, 14–16 Uhr: Referate Hoffer, Moser,
- 16 Uhr: Hörspielmuseum. »Knöpfe« von Ilse Aichinger. Zeitgleich Vorführung + Sendung der Landesstudios Wien und Burgenland (ORF + AS)  
17–19 Uhr: Referate Schmid, Härtling, 19 Uhr: Vorführung »Die größere Hoffnung«.
- **19.10.1980:** Werkstattgespräch (Museum Moderner Kunst) mit Ilse Aichinger und den Referenten.
- **20.10.1980:** Hörspielvorführung »Besuch im Pfarrhaus«. Referat Hostnig. Diskussion Hiesel, Haider, Hostnig, Schafroth

**ILSE AICHINGER IM PROGRAMM DER ALTEN SCHMIEDE**

(Fortsetzung)

- **11.6.1985:** Lesung Ilse Aichinger
- **30.9.1986:** Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek: Lesung Ilse Aichinger  
Einleitung: Prof. Peter Horst Neumann (Universität Erlangen/ Nürnberg)
- **9.1.1989:** NIG der Universität Wien: Lesung Ilse Aichinger (»wieder zurückgekehrt nach Wien«) aus »Kleist, Moos, Fasane«
- **15.6.1989:** Auditorium maximum der Wirtschaftsuniversität Wien: Dichter Flug – Lesungen von Ilse Aichinger, Elfriede Gerstl, Bodo Hell, Wolfgang Hermann, Gustav Januš, Marie-Thérèse Kerschbaumer, Heidi Pataki, Herbert J. Wimmer
- **9.7.1990:** Lesung Ilse Aichinger – von der frühen bis zur neuesten Prosa
- **23.9.1991:** Palais Liechtenstein, Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig: 4. Caféggespräch  
Gespräch mit Lesungen von Ilse Aichinger, Liesl Ujvary. Begrüßung: Lóránd Hegyi
- **9.3.1992:** Ilse Aichinger zu Ehren – Elfriede Gerstl, Elfriede Jelinek, Marie-Thérèse Kerschbaumer, Heidi Pataki, Evelyn Schlag, Liesl Ujvary, Elisabeth Wäger lesen gemeinsam mit Ilse Aichinger
- **12.7.1993:** Das Buch des Monats: Ilse Aichinger: »Der Gefesselte«. Referat: Klaus Hoffer, Lesung Ilse Aichinger
- **6.9.1993:** Vom Nutzen der Nutzlosen für die Gesellschaft: Lesung Ilse Aichinger und Hörspielführung »Gare Maritime« (SDR/WDR 1977, Regie: Ilse Aichinger)
- **12.7.1995:** Lesung Ilse Aichinger – Frühe und neue Vergegenwärtigungstexte
- **23.9.1996:** Autorenlabor 1996 – Walter Grond: Zum Wort Normalität lesen und sprechen  
Aleksandar Tišma, Ilse Aichinger; mitwirkend: Richard Reichensperger, Ursula Pasterk.
- **11.11.1996:** Akademietheater: Ilse Aichinger lesen. Anlässlich ihres 75. Geburtstags lesen Friedrich Achleitner, Therese Affolter, Brigitta Furgler, Elfriede Gerstl, Maria Happel, Elfriede Jelinek, Gert Jonke, Peter Mati, Karl Menrad, Gerhard Rühm, Robert Schindel, Julian Schutting, Martin Schwab, Josef Winkler gemeinsam mit der Autorin; am Klavier: Anton Gisler
- **25.3.1998:** Stimmen auf fahrenden und sinkenden Schiffen: Hörspielführung »Auckland« (SDR 1986); »Eiskristalle. Szene aus einem Film« (1997) gelesen von Michael Rastl, Hermann Schmid, Angelica Schütz. Richard Reichensperger kommentiert und spricht mit der Autorin
- **5.7.1999:** Club poétique. Ilse Aichinger liest ihre Gedichte, Richard Reichensperger:  
»Einfach kompliziert. Zu den Gedichten Ilse Aichingers«, Essay
- **18.1.2000:** Textdialog Architekturen: Ilse Aichinger liest »Wo ich wohne«, Zweifel an Balkonen«, Margit Ulama liest »Ich sah auf die Stadt«.
- **7.3.2000:** AG Germanistik: Ilse Aichinger liest Gedichte; Christiane Zintzen (Redaktion und Moderation)
- **14.11.2000:** 40 Jahre Manuskripte: Alfred Kolleritsch, Ilse Aichinger, Peter Matejka, Gert Jonke lesen
- **17.10.2001:** Grundbücher der österreichischen Literatur: Ilse Aichinger: »Die größere Hoffnung«. Roman (1948). Ilse Aichinger liest »Wien 1945, Kriegsende«; Andrea Eckert liest aus dem Roman. Richard Reichensperger, Klaus Kastberger: Referate und Diskussion
- **11.11.2001:** Votiv-Kino: »Die Kinogängerin« – Ilse Aichinger im Filmportrait von Norbert Beilharz (SR/ SWF 2000);  
Hermann Schmid liest aus »Film und Verhängnis« – in Anwesenheit Ilse Aichingers
- **9.12.2003:** Lesung Ilse Aichinger: »Verschenkter Rat«, Gedichte; Lesung Oswald Egger: »-broich. Homotopien eines Gedichts«
- **5.8.2004:** club poétique: August Bisinger führt seine Videodokumentationen der Lesungen von  
H.C. Artmann (10.7.2000), Johannes Kühn (17.11.2000), Ilse Aichinger (9.12.2003) vor
- **29.1.2007:** Andrea Eckert liest aus »Subtexte« von Ilse Aichinger und aus »Concord«, von Helga Michie, der Zwillingsschwester  
Ilse Aichingers; Gesprächsmitwirkung Helga Michie; Ilse Aichinger erkrankt
- **16.11.2009:** Aichinger-Echos. Dreistimmige Hommage an Ilse Aichingers Poetik des Dramatisch-Lyrischen Lesung und Kommentar von  
Margret Kreidl, Julian Schutting und Erwin Einzinger
- **5.10.2010:** Wo ich wohne – Hommage an Ilse Aichinger. Lesung und Kommentar: Franz Schuh.  
Beiträge von Reinhard Urbach und Kurt Neumann

**24.10.** Montag, 19.00 **ILSE AICHINGER: Vor dem 90. Geburtstag** – zusammen mit Ö1, mit freundlicher Zustimmung des S.Fischer Verlags, Frankfurt  
**2011 LQ** **MARLENE STREERUWITZ** liest und kommentiert ausgewählte Gedichte Ilse Aichingers • Lesungsdokumentation der Autorin •  
**Gare Maritime** – Hörspielführung (SDR/WDR 1977, Regie: **Ilse Aichinger**), Einleitungsreferat: **RENATE PITTRUFF**

**Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, [www.alte-schmiede.at](http://www.alte-schmiede.at)**  
**Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede**

